zu erhalten. Weiche, und gib mir meinen Platz zurück." Und da sowohl die Männer wie auch die Frauen auf ihre Art recht haben werden, muß dieser Kampf ein ganz besonders scharfer sein." Es ist bezeichnend genug für die bereits jetzt herrschende Stimmung im französischen Wirtschaftsleben, wenn das als gefährlich empfunden wird, was gegenwärtig in allen kriegführenden Ländern als ehrenvolle Pflicht und Notwendigkeit erscheint. Und wenn Brieux den französischen Mann und die französische Frau in dieser Weise als erbarmungslose Feinde gegeneinanderstellt, so scheint er von der Gemütsart seiner Landsleute nicht gerade die beste Meinung zu haben. Noch bezeichnender aber sind die merkwürdigen Ratschläge, die Brieux zur Lösung des Problems gibt: „Um dem Unglück eines solchen Kampfes auszuweichen, sehe ich nur die folgenden Mittel: 1. werden die Männer gänzlich auf den Alkohol verzichten müssen. 2. werden die Männer gezwungen sein, die Frau zu respektieren und sie nicht mehr als ein törichtes und untergeordnetes Geschöpf zu behandeln. 3. werden die Mütter ihre Söhne zur Achtung vor den Frauen erziehen, und 4. wird man nicht mehr bloß wegen der Mitgift heiraten." Die Eigenschaften, die Brieux bisher gemäß diesen Aeußerungen seinen Landsleuten zusprach, sind also Trunksucht, Mißachtung der Frau und Jagd nach der Mitgift. Es ist mehr als fraglich, ob das französische Publikum von diesen liebenswürdigen „Ratschlägen" eines seiner beliebten Autoren besonders erbaut sein wird.

Die mechanischen Dienstboten — ein englischer Traum.

Der Mangel an dienstbaren Geistern in England, der in ununterbrochener Zunahme nunmehr bereits alles Dagewesene überschritten hat, veranlaßt die Briten, und namentlich die Hausfrauen, zu sehnsüchtigen Betrachtungen über eine neue Methode, die diesem unhaltbaren Zustand abzuhelfen vermöchte. Auch die Frauen, die früher dank ihrer finanziellen Stellung über die alltäglichen Sorgen des Haushaltes erhaben waren, werden heute von dem Alp dieses Gespenstes bedrückt. Nun sucht die „Daily Mail" die hoffnungslose Trauer der männlichen und weiblichen Gemüter zu erhellen, indem sie auf den sogen. mechanischen Haushalt, wie er in Amerika üblich ist, hinweist und ihn zur Nachahmung empfiehlt. Zu diesem Zwecke wird das Bild eines modernen Haushaltes auf der andern Seite des Ozeans entworfen. Alles wird hier auf mechanischem Wege getan, die Arbeit des Kochens und Reinigens besorgt die Elektrizität. Der elektrische Strom bereitet die Speisen, hält die Milch der Kinder warm, heizt die Stuben und reinigt das Haus vom Boden bis zum Keller. Schon das Frühstück am Morgen wird ohne Bemühung einer Köchin durch einen elektrischen Heizapparat zubereitet. Ein eigener Eierkocher steht auf dem Tisch, zu dem eine Anzahl elektrischer Leitungsdrähte führt. Mittag und Abendbrot werden auf die gleiche Weise hergerichtet. Ebenso gibt es elektrische Apparate, die das Teppichreinigen und Staubwischen auf das gründlichste besorgen. „Auf diese Weise", ruft die phantasiereiche „Daily Mail" voll Begeisterung aus, „vermag man Mühe, Sorgen und auch Geld zu sparen. Was aber „drüben" möglich ist, muß auch in England durchführbar sein. Darum tue jeder schleunigst das Seine, um den Haushalt mechanisch einzurichten. Auf diese Weise ist das Problem des kritischen Dienstbotenmangels am besten und bequemsten aus der Welt geschafft . . . ." So schön und verlockend dieser mechanisch-wirtschaftliche Traum den Ohren der bekümmerten englischen Hausfrauen auch klingen mag, so unausführbar erscheint er gerade unter den gegenwärtig in England obwaltenden Umständen. Denn erstens haben die englischen Arbeiter mit der Herstellung der notdürftigsten Munition und dringendst gebrauchten Waffen übergenug zu tun, um sich nicht noch mit der Erzeugung von mehr oder weniger komplizierten Koch- und Reinigungsapparaten zu beschäftigen; und zweitens wird man sich in England, wo man aus sehr triftigen Gründen jedes kleinste Quäntchen elektrischen Stromes zu sparen sucht, wohlweislich davor hüten, durch einen so gesteigerten Stromverbrauch die ohnedies schon hohen Elektrizitätskosten noch zu vermehren. Darum läßt auch dieses so wohlgemeinte Traumbild des Londoner Blattes die Dienstbotenfrage ungelöst und die Engländerinnen in ihren häuslichen Sorgen ungetröstet.

Eine neue sparsame Art des Kaffeekochens.

Im Hinblick auf die notwendige Streckung unserer Lebensmittelvorräte und den dadurch bedingten Verkauf von nur kleineren Mengen ist nicht nur Sparsamkeit im Verbrauch an sich geboten, sondern es empfiehlt sich auch, bei der Verarbeitung der Nahrungsstoffe in der Küche, der Zubereitung, nach Möglichkeit das sparsamste Verfahren in Anwendung zu bringen. Besonders aktuell und von allgemeinstem Interesse erscheint darum ein neues sparsames System der Kaffeezubereitung, das Prof. Dr. M. Dennstedt in der Chemiker-Zeitung schildert. Bisher bediente man sich einer ganzen Anzahl verschiedener Verfahren, um aus dem gemahlenen Kaffee das bekannte beliebte Getränk herzustellen. All diesen Bereitungsarten aber war die Verwendung heißen Wassers gemeinsam, wodurch dem Kaffee zwei Drittel seines Gehaltes entzogen wurden, während ungefähr 25% zurückblieben und keinerlei Nutzen brachten. Das von Prof. Dennstedt erprobte Verfahren aber besteht darin, daß der Kaffee „mit kaltem Wasser gekocht wird." Dies klingt im ersten Augenblick unverständlich, ist aber die beste Bezeichnung für die empfohlene Bereitungsart. Auch das kalte Wasser entzieht dem gemahlenen Kaffee seinen Gehalt, aber der Vorgang geht viel langsamer und gründlicher vor sich, und eben darin besteht der Vorteil. Denn auf diese Weise läßt sich dem feingemahlenen Kaffee bei etwas Geduld so viel Stoff ausziehen, bis der Rückstand keine erheblichen Extrakte mehr enthält und darum erst wirklich wertlos ist. Hierzu kommt, daß auf dem Wege der kalten Zubereitung des Kaffees auch sämtliche aromatischen Stoffe erhalten bleiben, was bei der Zubereitung mit heißem Wasser niemals der Fall ist. Bei Anwendung des Verfahrens für kleine Mengen wird in eine Flasche die übliche Menge gemahlenen Kaffees, beispielsweise 15 Gramm, geschüttet, dann wird die Flasche mit kaltem Wasser gefüllt, verkorkt und gründlich geschüttelt. Nach einer Stunde schüttelt man wieder, und dieses Verfahren wird ungefähr zwei- bis dreimal wiederholt. Am andern Morgen wird man feststellen können, daß der gemahlene Kaffee sich vollständig auf den Boden gesetzt hat. Nun gießt man die dunkelgefärbte Flüssigkeit durch ein feines Sieb in einen Kochtopf, in welchem der nun trinkfertige Kaffee erhitzt wird. Der auf dem Sieb zurückgebliebene Kaffeesatz wird mit neuem reinen Wasser in die Flasche zu dem dort verbliebenen zurückgeschüttet, und um eine neue gleich große Menge von Kaffee zu erhalten, werden diesmal nur etwa 5 Gramm gemahlenen Kaffees hinzugefügt, worauf in der gleichen Weise wie früher verfahren wird. Diese Methode kann man mehrere Tage lang hintereinander durchführen, indem man immer etwas mehr Kaffee zusetzt, sodaß man 3 Portionen besten Kaffees, zu denen man sonst 45 Gramm gemahlenen Kaffees gebraucht hätte, aus nur 30 Gramm erhält. Auf diese Weise, die zwar ein wenig Geduld erfordert, aber dafür außerordentlich zweckdienlich ist, kann man im Gegensatz zu den bisherigen Bereitungsarten ungefähr 40 % an gemahlenem Kaffee ersparen, wobei man noch ein Getränk erhält, das wohlschmeckender und unbedingt aromatischer ist als bei den bisher üblichen Arten der Zubereitung.

Die Frau als Vormund.

In einer allgemeinen Verfügung über die Ausgestaltung der Waisenpflege weist der preußische Justizminister auf die Heranziehung von Frauen zum Amt eines Vormundes hin. Nach den dem Minister zugegangenen Berichten über die Ausgestaltung der Waisenpflege war eine Zunahme der Bestellung von Vormünderinnen fast nur in größeren Städten, und auch hier größtenteils in nicht sehr erheblichem Maße, festzustellen. Das Urteil über die Tätigkeit der Vormünderinnen war überwiegend g ü n s t i g. So wurde berichtet, daß die Vormünderinnen ihr Amt mit Eifer und Hingebung führten, und daß sie insbesondere in der Sorge für das persönliche Wohl der im Kindesalter stehenden Mündel den männlichen Vormund oft übertrafen. In einigen Bezirken ist daher eine Teilung der Vormundschaft in der Weise vorgenommen worden, daß dem städtischen Berufsvormund die Sorge für die Person des Mündels übertragen wurde. Der Justizminister lenkt die Aufmerksamkeit der Gerichte auf diese Teilung der Vormundschaft zwischen Berufsvormund und Einzelvormünderin besonders und ersucht die Oberlandesgerichtspräsidenten, über die Bewährung dieser Einrichtung und über ihre Erfahrungen bei der Führung der Vormundschaft durch Frauen Bericht zu erstatten. Weiter wird darauf hingewiesen, daß es für das Wohl des unehelich geborenen Kindes von der größten Bedeutung ist, daß ihm mit tunlichster Beschleunigung ein Vormund bestellt wird.

Spargel ohne Butter.

Viele Hausfrauen glauben, ohne Butter dieses köstliche Gemüse nicht anrichten zu können. Der Feinschmecker verzichtete auf die Butter beim Spargel bereits, als dieselbe noch in Hülle und Fülle zu haben war. Gerade die nicht immer einwandfreie Butter verdarb in den meisten Fällen das feine Aroma des Spargels. Wer hat denn schon in Oesterreich und Ungarn, insbesondere in Wien, den Spargel mit Butter gegessen? Am zweckmäßigsten wird der Spargel mit etwas Salz abgekocht und so aufgetischt. Der Esser kann sich nach seinem Geschmack die Stangen noch mit mehr oder weniger Salz bestreuen. Am feinsten schmeckt dazu Parmesankäse, den es leider aber auch heute nicht mehr gibt. Man lasse also das köstliche Gemüse, das uns jetzt in ausreichender Menge in die Küche kommt, nicht unbeachtet, sondern verbrauche es auch ohne Butter. Auch viele andere Rezepte sind ja hier bereits empfohlen worden.

Seife-Ersatz.

Da der Seifenmangel bei der Wäschebehandlung vielfach, namentlich in den Großstädten, wo zur Rasenbleiche keine Gelegenheit ist, eine Chlorbleiche nötig macht, sei ängstlichen Hausfrauen gesagt, daß mittels Antichlor, einem Gegenmittel des bekannten Bleichchlors, die gefürchtete schädliche Wirkung auf die empfindlichen Gespinstfasern völlig aufgehoben wird. Man rechnet vom Chlor auf 1 Eimer 10—15 Gramm. Mit heißem Wasser aufgelöst und durch ein d i c h t e s Tuch gegossen, läßt man die Wäsche je nach Bedarf bis zu 20 Minuten darin bleichen, um sie sofort in das Antichlorbad zu legen, das man aus 40 Gramm unterschwefligsaurem Natron, mit 10 Litern Wasser bereitet. In diesem muß sie dann zwecks sorgsamer Wirkung ½ bis 1 Stunde liegen, um in üblicher Weise gespült und weiter behandelt zu werden.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 19:
„Riga, Isar, Garn, Arno".

An unsere Rätsellöser!

Wieder haben wir so viele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen. Wir verteilen aber diesmal außer dem bereits angezeigten Buche noch zwei weitere Prämien an die Rätsellöser, nämlich: „Aus großer Zeit" von **Richard Zoozmann** und „Die Frau in Haus und Welt".

Prämie 1: Aus dem Füllhorn der deutschen Musica,
entfiel auf Hellmut Golde, Eisleben.

Prämie 2: „Aus großer Zeit",
entfiel auf Füsilier Strackfeld, hier.

Prämie 3: „Die Frau in Haus und Welt",
entfiel auf **Hilde Boese**, hier.

Scherz-Charade.

Wenn etwas dich das Erste,
Wird schwer dein Herz und bang.
Das Zweit' und Dritt' am Rocke,
(Doch geh' nur nach dem Klang!)
Das Vierte nützt den Feldern,
Der Bauer fährts hinaus.
Das Ganze fliegt als Ente
Frech in die Welt hinaus.

Prämie: „Götter- und Heldensagen der Germanen" von G. A. Ritter.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Vierzüger von Dr. H. v. Gottschall.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 19.
Dreizüger von Dr. Th. Schaad in Schaffhausen.
W. Kg8, Lb5, Se4, f3, Bb4, d2, e5, g4.
Schw. Ke6, Bd3, e7.
1. Se4—g3, Ke6—d5; 2. Sg3—h5, Kd5—e4;
3. Lb5—e6+ matt. —
1. . . . . Be7—e6; 3. Sh5—f6+ matt.
1. . . . . Kd5—e6; 3. Sh5—f4+ matt.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Ernst Eltester, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 20 | Halle, Sonntag, den 14. Mai | 1916

Hat dich ein bittres Leid getroffen,
So scheue nicht ein doppelt Mühn;
Am schönsten pflegen Trost und Hoffen
Im Schweiß der Arbeit aufzublühn.
Hammer.

Die Karten.

Von Hans von Winterfeld.

Frau Duplessis hatte sich nach langem Zureden der Nachbarin entschlossen, den deutschen Militärarzt aufzusuchen. Ihr Herz quälte sie wieder einmal stark, und sie konnte fast gar nicht mehr schlafen.

Der Oberarzt untersuchte lange und genau. „Sie dürfen sich eben nicht aufregen!" sagte er freundlich. „Freilich — Ihr Sohn steht im Felde, nicht wahr? Und Sie haben schon lange keine Nachricht?"

„Seit einem Jahr, mein Herr!" Die Frau holte tief Atem. Es klang wie ein verhaltenes Schluchzen. „Sie lassen keine Briefe durch!"

„Der Krieg ist hart, Frau Duplessis! Wir leiden alle darunter! — Schlafmittel? Nein!" Der Oberarzt unterdrückte noch rechtzeitig ein „Unmöglich bei Ihrem Zustand!" räusperte sich und schloß: „Das ist ungesund und hilft wenig! Leichte Kost, Bewegung in freier Luft und, wie gesagt, jede Aufregung vermeiden. So weit es eben geht!" Denn dem Oberarzt fiel ein, diese Vorschrift würde in einem besetzten Dorfe, so knapp hinter der Front, schwer zu befolgen sein.

Frau Duplessis machte ihren schönsten Knicks und ging, nur halb zufrieden, aus dem Zimmer. M'sieur le docteur war ja sehr freundlich und sprach ein tadelloses Französisch, aber helfen — helfen konnte ihr niemand! Das Herz war schon immer schwach gewesen, und seit Gaston an der Front stand, wurde es damit nicht besser. Dann kamen die Deutschen, und alle Briefe hörten auf. Wenn sie nur wüßte! Wenn sie nur wüßte, ob —

Die alte Madelon empfing ihre Herrin mürrisch. Sie war als Gastons Amme ins Haus gekommen und zählte schon lange mit zur Familie. Mit Leib und Seele Patriotin, hatte sie sich wütend gegen den Besuch des deutschen Arztes gestemmt. Einen Boche befragen, galt in ihren Augen als halber Landesverrat. Indes die Frau sah wieder so blaß aus und schleppte sich so müde ins Zimmer, daß Madelon doch zu fragen beschloß.

„Hat „er" Ihnen geholfen?" brummte sie. Nicht? Ich wußte es ja! „Sie" gönnen uns doch nichts Gutes! Und hätten Sie Mutter Leroux gerufen, Sie wären schon lange gesund!"

Mutter Leroux, die Quacksalberin, war Madelons Orakel. Sie „besprach" alle Krankheiten von Mensch und Vieh und weissagte außerdem aus den Karten. „Unfehlbar!" behauptete die alte Dienerin. „Jedes Wort trifft zu! Ja, die kann mehr als Brot essen!"

Aber Frau Duplessis weigerte sich hartnäckig, die Wahrsagerin zu empfangen. Sie, die Witwe eines Notars, der sogar Korrespondent der Akademie gewesen war — unmöglich! Was würden die Leute dazu sagen!

„Mutter Leroux könnte auch über Herrn Gaston Auskunft geben!" lockte Madelon. „Und wenn sie Gutes in den Karten sieht — Nein? Das würde Ihrem Herzen wieder aufhelfen, Madame! Die Karten lügen nie!"

Frau Duplessis schüttelte den Kopf.

„Nicht?" fuhr die Versucherin fort. „Es braucht ja niemand darum zu wissen! So im Dämmern. Nein? Heute zum Beispiel kommt sie ohnehin in die Küche. Sie bringt mir eine Salbe für meinen Arm. Und wenn ich sie dann auf ein Viertelstündchen ins Wohnzimmer bringe — die Karten hat sie immer mit —"

„Ich — sie — bringen Sie die Leroux herein!" stieß Frau Duplessis hervor. Im Dämmern — niemand würde darum wissen — und es konnte doch sein, daß die Karten wahr sprächen!

*

Müde und stumpf schleppten sich die Gefangenen auf der endlosen Straße weiter. Auf dem Marktplatze machten sie Halt. Dort sonderte der Oberarzt die Leichtverwundeten aus, die nach dem Verbinden den weiteren Transport bis zur nächsten Etappe vertragen konnten. Die bärtigen Landstürmer hielten inzwischen die Straßenausgänge besetzt und wälschten gemütlich mit den Dorfbewohnern, die eilig herbeiliefen. Es konnte doch möglicherweise einer oder der andere Bekannte im Transport sein und dann erfuhr man endlich — den deutschen Bekanntmachungen traute man natürlich nicht — so dumm! Nein die übertrieben maßlos!

Gedenktage der Woche.

14. Mai	1860 † Der Märchenforscher Ludwig Bechstein in Meiningen (* 1801).
	1906 † Karl Schurz in Newyork (* 1829).
	1912 † König Friedrich VIII. von Dänemark in Hamburg (* 1843).
	† August Strindberg in Stockholm (* 1849).
15. Mai	1879 † Gottfried Semper in Rom (* 1803).
	1881 † Franz Dingelstedt in Wien (* 1814).
	1899 † Elise Polko in München (* 1823).
	1915 † August Junkermann in Berlin (* 1832).
16. Mai	1788 * Friedrich Rückert in Schweinfurt († 1866).
	1915 In Berlin wird eine amerikanische Note zur Versenkung der „Lusitania" überreicht.
17. Mai	1510 † Der Maler Botticelli in Florenz.
	1749 * Jenner, Erfinder der Schutzpockenimpfung, in Berkeley († 1823).
	1915 † Der Maler Knackfuß in Kassel (* 1848).
18. Mai	1869 * Kronprinz Rupprecht von Bayern in München.
	1899 Eröffnung der ersten Friedenskonferenz im Haag.
	1915 † Der Romanist Förster in Bonn.
19. Mai	1854 † Der Fabeldichter Wilhelm Hey in Ichtershausen (* 1789).
	1898 † William Gladstone (* 1809).
	1914 † Thomas Koschat in Wien (* 1845).
20. Mai	1631 Tilly erobert Magdeburg.
	1846 * Generaloberst v. Kluck in Münster.
	1915 Die italienische Kammer bewilligt den Kredit für den Krieg.

Aber die Landstürmer ließen niemand zu. Unerbittlich wiesen sie alles ab, was sich herbeidrängte. Bei einem früheren Gefangenentransport waren Durchstechereien versucht worden und deshalb hieß es jetzt: „Zurück!"

Die kleine Yvonne Cheraux stellte sich auf die Fußspitzen, um über den ausgestreckten Arm des Sergeanten Oertel hinwegsehen zu können. Dadurch kamen ihre Augen in eine Linie mit zwei anderen, braunen, von Mattigkeit halb geschlossenen. „Gaston!" rief Yvonne. „Gaston Duplessis! — Woher —"

Aber schon hatte sie der Sergeant in die Nebengasse abgedrängt. „Sie dürfen mit den Gefangenen nicht reden!" sagte er streng. Und dann, als er die erblaßten Wangen des Mädchens sah, fügte er gutmütig hinzu: „Es ist wohl Ihr Liebster nicht? Beruhigen Sie sich, dem Jungen geschieht kein Unrecht! Es wird ihm in Deutschland nichts abgehen, und nach dem Kriege —"

„Mein Herr!" sagte die niedliche Kleine bittend. „Ich — es ist ja nicht meinetwegen, wenn auch Gaston — aber er hat seine Mutter hier am Orte, eine alte, kranke Frau! Mein Herr! Ihr Herz — und sie sorgt sich so sehr um den Sohn! Seit einem Jahre, mein Herr, seit einem vollen Jahr weiß sie nichts von ihm! Wenn sie ihn sprechen dürfte — nur sehen, mein Herr, nur sehen! Es wäre ein gutes Werk, das zu erlauben!"

Dem Sergeanten wurde es ganz rührsam zu Mute, die Kleine bat so beweglich, und wenn er an seine eigene alte Mutter dachte —

„Nun passen Sie mal auf, Fräulein!" sagte er weich. „Holen Sie die Mutter her — sie wohnt im Dorfe, nicht wahr? Ganz recht, ich erinnere mich, Frau Duplessis, die blasse, alte Dame, in dem weißen Häuschen. Also sehen kann sie den Sohn auf alle Fälle! Und ich will auch den Herrn Leutnant fragen, ob er vielleicht erlaubt — ausnahmsweise! — Aber das müßte bald sein, wir halten nicht lange!"

„Tausend Dank, mein Herr!" Die kleine Yvonne strahlte über das ganze Gesicht. „Ich eile, ich laufe!" Sie nickte dem Sergeanten noch einmal zu und verschwand dann hinter den nächsten Häusern, im Dämmern des Abends.

*

„Mit der rechten Hand abheben!" sagte die Leroux belehrend zu Frau Duplessis. „Die linke — das machen nur Stümper! Drei hierher — so! Und drei daher! Und jetzt noch einmal!"

Sie verteilte die Karten mit geübter Hand. „Ihr Sohn ist der Coeurkönig, natürlich — hm, hm!" Sie schüttelte bedenklich den Kopf. Die Karten lagen auch zu schlecht! Pik-Aß neben dem Soldaten! Und dann ein Jahr keine Nachricht!

„Was sehen Sie?" fragte Frau Duplessis ängstlich. Fast glaubte sie schon selbst an die Unfehlbarkeit der Alten.

„Nichts deutlich! Wir wollen noch einmal mischen, ließ abheben und verteilte die Karten mit geschickter Hand. Das Pik-Aß! Natürlich! Nun lag es neben dem Buben! Kein Zweifel, kein Zweifel! So deutlich sprachen die Karten selten!

Frau Leroux fingerte verlegen zwischen den bunten Kärtchen umher. Konnte sie der Mutter sagen — Und das Honorar würde bei einer guten Nachricht auch besser ausfallen!

„Ich sehe — Gefahr" — begann sie zögernd. Frau Duplessis erblaßte. „Sie geht vorbei — Ihr Sohn —"

Madelon hatte es nicht länger in der Küche geduldet. Im Vorbeigehen öffnete sie noch die Flurtüre — die Kohle kam immer um diese Zeit —, schlich neugierig ins Zimmer, trat an den Tisch und sah über den gekrümmten Rücken der Quacksalberin auf die bunten Blätter. Sie kannte die Bedeutung jeder einzelnen Karte genau; sie war doch schon seit Jahren die Klientin der Mutter Leroux.

„Mein Herr und Gott!" kreischte sie und wies mit zitternden Fingern auf das Pik-Aß. „Der Tod! Der Tod im Hause!"

Frau Duplessis fuhr jäh in die Höhe. Ihr Herzschlag setzte eine Sekunde lang aus und trieb dann das Blut mit verdoppelter Stärke ins Hirn. Ihre Augen trübten sich; wie durch einen Schleier sah sie Yvonne, die kleine Yvonne, blaß, atemlos vor Erregung, vor sich stehen. Yvonne, die Gaston lange gut gewesen! Kam sie schon — wußte sie —

„Erschrecken Sie nicht, Frau Duplessis!" stieß Yvonne, halb erstickt vom schnellen Lauf, hervor. „Ihr Sohn ist —"

Frau Duplessis warf beide Arme in einer tragischen Bewegung in die Höhe. „Tot!" sagte sie tonlos, wie ausatmend. Dann stürzte sie schwer zu Boden.

Der Trauring.

Eine wahre kleine Geschichte von
Felix Frhr. v. Stenglin.

(Nachdruck verboten.)

„Man spricht so oft von der unpraktischen lebensfremden Wissenschaft", sagte mir neulich ein Professor der Physik, „und der zerstreute Gelehrte, der an der sichtbaren Welt vorbeirennt, um sich in die unsichtbare zu vertiefen, ist ein beliebter Mittelpunkt mehr oder weniger schlechter Witze. Nun möchte ich Ihnen doch 'mal beweisen, daß die Wissenschaft noch viel, viel praktischer ist, als selbst ihre Kenner und Verteidiger annehmen.

Eines Abends kam ich aus dem Laboratorium und war nicht weit von meiner Haustür angelangt, als ich entdeckte, daß ein kleiner Handwagen dort auf der Straße stand und gerade auf mich zu warten schien. Und als ich wenige

Schritte weiter war, erkannte ich zwei Menschen an dem Wagen, einen kleineren, der stehen blieb, und einen größeren, der auf mich zukam. Dieser entpuppte sich dann als unser Schlächter, der uns seit fünf Jahren mit Fleisch, besonders aber mit Knochen versorgte. Der Mann, der meiner Familie und mir sonst in gewissem Sinne das irdische Schicksal zuzumessen pflegte — soweit es mit Herdenvieh zusammenging — als gnädiger oder ungnädiger Herr, wie es ihm beliebte, stand urplötzlich aus der Nacht gewachsen mit abgezogener Mütze vor mir, mit einer Miene trauriger Ergebenheit, und wirkte schon durch diese Veränderung verblüffend.

„Ja, Herr Selbstlos", ruf' ich erstaunt aus, „was machen Sie denn hier?"

„I bin herkomme, Herr Professor, weil ich e Bitt' an Ihne hawwe."

„Sehr schön, schießen Sie los! Ist das Ihr Wagen?"

„Freili, Herr Professor, und mei Lehrbub."

„Ja, was haben Sie denn da drin?"

„Würscht', Herr Professor."

„Würste!?"

„Zu diene, Herr Professor, frisch gemachte."

Etwas gaghaft trat ich heran. Der Lehrjunge stand, die Hände in den Hosentaschen, neben dem Wagen und sah mich spöttisch an, und nun entdeckte ich drinnen eine helle Masse, graue Schlangen, die sich in endloser Einförmigkeit ineinander ringelten.

„Das sieht ja wunderbar aus", sagte ich vor mich hin.

„Ja, i hab' nämlich heute Würscht' gemacht", wiederholte der Schlächter, „und da — da — da is mir mei Trauring drinne stecke geblieve, und i weiß nit, wo, Herr Professor, und wenn i's nit herausbekäm', das wär' e heikel Ding, i müßt' die ganzen Würscht' verwerfe und neu stopfe, denn meine Frau könnt' i's nit antue, daß ich den Ring hingäb' . . . 's geht halt nit, Herr Professor, Sie verstehe . . ."

Ich sah im Geiste die stattliche, feiste Frau hergenommen hinterm Ladentisch stehen, die runden Hände mit vielen Ringen auf die Marmorplatte gestützt, die Frisur hoch getürmt auf dem runden Kopf, von falschem Brillantfunkeln überragt, die kleinen Aeuglein wohlwollend auf den zahlungsfähigen Kunden und im nächsten Augenblick mit ganz verändertem, strengem Ausdruck auf den danebenstehenden Meister gerichtet, der den Rest eines Rückenstückes nach ihrer Meinung zu billig verkauft hatte — — und ich verstand.

„Das kann ich Ihnen nachfühlen", antwortete ich demgemäß, „aber was ich dabei tun könnte, weiß ich wirklich nicht."

Seine Miene wurde, wie ich beim Schein der Laterne erkennen konnte, noch um einige Grade ergebener.

„Ja, da wollt' ich den Herrn Professor ergebenst bebete hawwe, vielleicht ein Uebrig's zu tun und mir die Würscht' e'mal mit Röntgestrahle zu durchleuchte."

Sie können sich denken, daß ich verblüfft war. Ein derartiger Fall war mir in meiner wissenschaftlichen Praxis noch nicht vorgekommen. Ich mußte mir erst damit abfinden. Dann aber konnte ich nicht umhin, herzlich aufzulachen, und in diesem Lachen lag eine Art Befreiung, ich brach mit der ganzen Zurückhaltung der hohen Wissenschaft und gab mich ohne weiteres Besinnen der praktischen Forderung des Augenblicks hin, besonders da ich mir sagen mußte, daß sie im Sinne des gesunden Menschenverstandes berechtigt und vernünftig war. Der Mann hatte Schmiß.

So forderte ich ihn denn gutgelaunt auf, mir noch dem Laboratorium zu folgen. Die Wurst wurde in einer großen Wolle von dem Meister und seinem Lehrjungen ins Röntgenzimmer getragen. Mein Kollege Distelmann, der noch gearbeitet hatte, trat mir aufs höchste überrascht entgegen.

„Ich wollte Sie nur bitten, mein lieber Kollege", sagte ich ganz ernst, sozusagen wissenschaftlich, „mir beim Durchleuchten dieser — Wurst behilflich zu sein. Es gilt, den Sitz eines Trauringes zu entdecken, der wohl auf die anständigste Weise von der Welt abhanden gekommen und in diese köstliche Wurstmasse geraten ist, und damit eine tüchtige Hausfrau und Mutter vor schlimmen Ahnungen zu bewahren."

Mein Kollege war weniger erbaut von der Sache als ich. „Was wollen Sie —" sagte ich ihm zum Trost, „wir sind nun doch einmal dazu da, als Vermittler zwischen Wissenschaft und Volk den Beweis davon zu erbringen, daß der Steuerzahler sein Geld nicht umsonst ausgibt, und ob wir's nun auf diese oder jene Weise tun, was macht uns das aus?"

Diesen Gründen verschloß sich selbst mein zeitweise etwas griesgrämiger Kollege nicht, und wir machten uns ans Werk. Wir setzten die Fullmenmaschine in Betrieb, ließen den Schlächter und seinen Lehrling die Wurst zwischen Röntgenröhre und Lichtschirm langsam vorüberführen, und ich beobachtete in diesem das Bild. Eine Weile sah ich nichts als den leichten Schatten der Wurst, kein anderer Gegenstand störte die Harmonie der Erscheinung, bis nach etwa anderthalb Metern Wurst das dunkle Bild des in die Masse versenkten Trauringes auf dem Lichtschirm erschien.

„Halt! Wir haben ihn!" rief ich sofort, und der Meister machte sich ans Werk und vollzog an der Stelle, die ich ihm angab, den verhängnisvollen, heilsamen Schnitt, worauf er gewandt die herausquellende Wurstmasse in die Wolle schlenderte, den Ring freudestrahlend auffaßte und nach einigen oberflächlichen und gergeblichen Reinigungsversuchen in der Westentasche verschwinden ließ.

„Nur bis nachher!" sagte er dabei mit vergnügtem, bedeutungsvollem Lächeln. Dann verband er die beiden Enden der Wurst, wickelte das durchsuchte Stück in einen großen Zeitungsbogen, den er bei sich gehabt hatte, und überreichte es mir als Honorar — ob aus reinem Dankgefühl oder weil er der Meinung war, daß es durch die Durchleuchtung in seiner physikalischen Zusammensetzung verändert sei — das weiß ich nicht. Dann zog er befriedigt mit der Wolle und seinem Jungen ab. „Wenn Sie 'mal wieder was haben" — rief ich ihm noch, doch er war schon zur Tür hinaus.

Mir aber blieb doch nichts anderes übrig, als den Kollegen für den Abend zum Wurstessen einzuladen, und Sie können sich das Erstaunen meiner Frau vorstellen, als wir mit der gewonnenen Beute zu Hause antraten. Bei Tisch hielt ich eine kleine Ansprache und brachte den etwas unsicheren Kollegen mit Hilfe meiner Worte und eines guten Tropfens — die Wurst nicht zu vergessen — ins seelische Gleichgewicht zurück.

„. . . denn, mein lieber Kollege", so etwa sagte ich, „diesem Mann da drüben, der den frisch gewaschenen Trauring jetzt am Finger als sein teuerstes Gut trägt, ist mit dem heutigen Tage — sozusagen im Momente der Gefahr — die Bedeutung der Wissenschaft für die Praxis erst vollständig aufgegangen, und was können wir mehr und besseres tun, als die Göttin, der wir unser Leben weihen, in den Augen der Menschen zu erhöhen und ihr das Ansehen zu verschaffen, das ihr gebührt!"

Da schmunzelte mein Kollege, der Professor Distelmann, und steckte mit Behagen ein Stück der frischen Wurst in den Mund, die — wie wir mit Vergnügen feststellen konnten — durch die Röntgenstrahlen in ihrer Beschaffenheit nicht im mindesten ungünstig verändert worden war.

Und nun sage noch einer, daß wir keine praktische Wissenschaft betreiben!"

Sonntag.

Hier knie' ich, Gott, an deines Thrones Stufen,
Allein und abseits von der Menschen Strom;
Nicht durch der Glocken eh'rnen Mund gerufen,
Nicht in von Menschenhand erbauten Dom.
Nein, hier, am Busen meiner Mutter Erde,
Umrauscht von deiner Föhren ernstem Grün,
Hoch überwölbt von blauer Himmelskuppel —
So laß mich, Vater, dankbar vor dir knien!

Und tausend Vögel jubeln ihre Psalmen
Aus frischen Kehlen in die Morgenluft;
Caperlen zittern schimmernd an den Halmen,
Des Waldes Blumen hauchen süßen Duft,
Mir ist so siegesfroh, so sonnenselig,
Als wär' die ganze, weite Schöpfung mein —
Und wie ein Fiebertraum versinkt allmählig
Des Alltags Sorge und des Lebens Pein.

Im lauen Morgenwinde seh' ich wehen
Der zarten Birke langes Lockenhaar;
Des Eichbaums wildes Lied lern' ich verstehen,
Mit dem er sie umwirbt schon manches Jahr.
Der Vöglein Sprache droben in den Zweigen
Sie klingt so traut mir und so wohlbekannt —
Aus all' den Stimmen rings die Elfen steigen
Und reichen sich zum Tanze stumm die Hand.

Ich lausch' und sinn' — und fühl' mich fortgetragen
In holder Kindermärchen Zauberhain;
Ja, der Wacholderbusch raunt alte Sagen
Vertraulich flüsternd mir ins Ohr hinein.
O, wieviel Andacht bergen diese Stunden
In Gottes waldumrauschter Einsamkeit!
Da hab' ich träumend wieder heimgefunden
Ins Paradies der fernen Kinderzeit.

Charlotte Malten, Halle.

Eiche und Linde.

Von Dr. Arthur Heldt.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern war der Eichenwald die Wiege der Sagen, der Märchen und Lieder, der Tempel der Mysterien, Opfer und Feste. Aus dem Winde, der gewaltig in den Eichen rauscht und dessen Geräusch uns selbst noch bei einem Gang durch den Wald so eigenartig berührt, schlossen die Germanen schon in frühester Zeit, daß dort Geister, Heroen und Dämonen wohnen mußten. Wenn der Sturm durch den Boden gewundenen Eichenwald raste, die knorrigen Eichen krachten und knarrten und rabenschwarze Nacht ihre unheimlichen Schwingen schlug, wenn der Mond urplötzlich geheimnisvoll sein fahles Licht über Bäume und Sträucher, über Hohlwege und Kreuzungen warf, um schon im nächsten Augenblick wieder verfinstert zu sein, dann war die Stunde angebrochen, da die wilde Jagd mit dem Kriegsgott an der Spitze und mit Angst und Schrecken im Gefolge durch die Lüfte daherbrauste. Man belebte und bevölkerte die Eichen mit Seelen und diese Baumseelen genossen Verehrung und Spenden; man sah in der Phantasie menschlich verunstaltete Wesen entstehen. Ueberall auf germanischem Boden, wo Eichenwälder die Höhenzüge und Niederungen bedeckten, hausten die Dämonen, die Zaugen oder Waldsänken, wie sie in Oberdeutschland genannt wurden, die Holz- oder Moosfräulein, die Holz- und Moosweibel, die Buschfrauen, die Lohjungfern und Mittelweiber Mittelhessistands und des Riesengebirges oder die Waldmännlein, Schrats und Schrättleins, die wohl zuweilen auch in die Hütten der Menschen kamen, um ihnen bei ihrer Arbeit zu helfen. Darum schmückte man diese auch mit Eichenlaub und Eichenzweigen oder steckte Eichenreiser außen am Eingang auf.

Die Eiche ist die Sagenruine der Jahrhunderte, der Held des Waldes, der mit Blitz und Stürmen kämpft, die Eiche ist der Baum des Kampfes und des Sieges. An ihren Stämmen standen die germanischen Altäre, unter ihrem Schatten sangen und weissagten die Druiden, wurde das Los mit Runen geworfen, über Schuld und Unschuld des Angeklagten entschieden, oder sollten die Geister durch Zauber gezwungen werden, die Zukunft zu offenbaren. In den heiligen Eichenhainen opferten die Helden vor allen Deutschen sich selbst; gefesselt gingen die Gefangenen in den Wald, um sich gewissermaßen selbst zu weihen, in den heiligen Hainen hingen sie, wie Tacitus in seiner „Germania" berichtet, ihre Waffen zum Schutze und zur Segnung auf. In den majestätischen Wipfeln der Eichen drangen auch gar bald die Loblieder auf Arminius und Hermann den Cheruskerfürsten empor. So übertrug sich die Verehrung, die man Göttern und Helden zollte, auch bald auf die Bäume selbst. An das Schicksal und Wohlergehen eines Baumes hielt die Gemeinde ihr eigenes Leben und Geschick gekettet. Der forstschreitenden Kultur gab das wieder Veranlassung, den einzelnen Eichbaum aus dem Walde heraus in den ländlichen und städtischen Bezirk zu verpflanzen, wohin man zuerst den in dem Baum wohnenden Geist oder Gott zu führen glaubte, der die Gemeinde nun schützen und schirmen sollte. Eichen pflanzte man, wie auch heute noch, bei Siegesfesten, und mit ihnen durch schmückte man die Heereszüge aus der Schlacht heimkehrenden Krieger. Eichenkränze legte man, wie auch in unsern Tagen noch, auf die Gräber der Gefallenen und mit Eichenkronen wurden große Bürger für ihre Verdienste geehrt. Schon Ernst Moritz Arndt sang: „Land der Treue! Land der Eichen!" und Theodor Körner, der Dichter von „Leier und Schwert", lautet:

„Deutsches Volk zu herrlichstes von allen!
Deine Eichen stehn, du bist gefallen!"

Unzählig sind die Friedens- und Siegeseichen, die in deutschen Landen bei festlichen Anlässen angelegt wurden, zahlreich auch die Bäume, die in den deutschen Wäldern ihrer Größe und ihres Umfanges wegen gezeigt werden, oder mit denen irgend ein Wunderglaube in Beziehung steht. Wer hätte nicht schon von der Wundereiche im Sachsenwalde gehört, deren Stamm über dem Boden in zwei Teile auseinandergeht, die nach oben wieder zusammengewachsen sind. Viele Kranke und Gebrechliche sind einst zu diesem Wunderbaum gewallfahrtet, dreimal mußte der Suchende beim Mondwechsel im stillen Gebet um diese Eiche schreiten und zum Schluß durch den Spalt kriechen, dann ward es besser mit ihm oder es blieb beim alten.

Während wir mit der Eiche die großen Beziehungen unseres Volkes verbinden, ist die Linde zum Träger der Familientradition geworden. Schon Griechenlands Stämme brachten diesen Charakter zum Ausdruck, indem sie die Eiche dem Zeus, die Linde aber der göttlich schönen Aphrodite geweiht hatten. Mit der Eiche verbinden wir die Ehre der Ahnen, mit der Linde aber die Ahnen, ohne wohl sonderlich daran zu denken, daß in der Eiche die Adler horsten, im Lindenbaum aber die Bienen summen. Auch er war gerade der Bienenschwärme wegen den alten Germanen heilig. Denn in den Bienen dachte man sich die nach ihrem Tode fortlebenden Schlachtjungfrauen verkörpert. Sie erscheinen in einem angelsächsischen Bienenlegen als fliegend, eine Bezeichnung für die Bienen, die uns jedoch unverständlich wäre, wenn uns nicht gerade in sächsischen Landen die Heiligkeit der Biene als eines höheren seelischen Wesens mit weissagender Kraft bezeugt wäre. Unter der alten Linde wurden das Dorfgericht, die Volksversammlungen abgehalten, Femlinden nennt man heute noch hie und da die ehrwürdigen, fast tausendjährigen Bäume, unter denen die weitragenden Aesten einst in mittelalterlicher Zeit über den Verbrecher zu Gericht gesessen wird und von wo aus er meist als Verbannter sogleich seinen letzten Gang antrat. Im allgemeinen aber war und ist die Linde noch die Versinnbildlichung des Weichen und Zarten. Die Eiche ist das Epos, die Linde die Idylle des germanischen Volkes. Die volkstümlichen Lieder, die das Zusammensein unter der grünenden Linde besingen, würden sich wohl kaum dem Bilde der Eiche anschmiegen lassen. Oder wenn Fritz Reuter durch den Lindenwirtin, der Ingen, singt, so stellen wir uns das rheinische Gasthaus an der Landstraße vor, in dem der durstige Wanderer einkehrt, um an dem um die Linde gezogenen runden Tisch mit fühlem Trank seinen Durst zu löschen.

An den Gedächtnistagen der Erlösung des deutschen Volkes tritt uns besonders die symbolische Bedeutung der Eiche entgegen; wenn es jedoch gilt, die Idylle des Dorfes und Städtchens, die Traulichkeit des deutschen Familienlebens zu zeichnen, dann lehnt sich immer und immer wieder die Linde hervor.

Der Genießtreich eines Pariser Journalisten.

Hin und wieder bestimmt sich Frankreich darauf, daß es verpflichtet ist, zur Erheiterung Europas beizutragen; es wärmt dann ein Skandälchen auf oder lehrt einen seiner Bürger sonst etwas unternehmen, was einer Humoreske verzweifelt ähnlich sieht. So wird jetzt auf Umwegen aus Paris erzählt, daß einer der angesehensten Pariser Journalisten urplötzlich wegen Beihilfe zur — Bankrotterklärung verhaftet wurde. Also ein Skandal? Nein, etwas viel, viel Lustigeres. Ein Genießtreich!

In den Pariser Cafés treibt sich begreiflicherweise jetzt allerhand Gesichter herum, und so hatte der Held unserer Geschichte einen sehr ehrbaren Herrn kennen gelernt und sich mit ihm angefreundet. Eines Tages erzählt der Ehrbare die auch in Deutschland bekannte Geschichte, daß jemand eine Wette gemacht habe, er werde auf der Straße zwanzigfranzösische verkaufen, das Stück zu einem Franken, und binnen einer Stunde kein halbes Dutzend los werden. Der Journalist meinte, heute seien die Leute gewitzter. Es gab ein Hin und Her zu Rede und Gegenrede, und der Ehrbare verabredete mit dem Journalisten folgende Wette: Er werde sich am Boulevard Clichy in schlechter Kleidung aufstellen und fortgesetzt ausrufen: „Echte Hundertfrankenscheine! Das Stück zu einem Franken!" Er werde zweihundert Stück bei sich haben. Werde er nicht mehr als fünf in einer Stunde los, so habe der Journalist gewonnen, dann müsse er den Schaden tragen und als Wettsumme noch obendrein 100 Franken laufen. Gelänge es ihm aber mehr ab, so müsse er den Schaden tragen und dem Journalisten noch 100 Franken Wettsumme zahlen.

Die Wette ward geschlossen, und am nächsten Morgen landen die Leser unter der Spalte, wo stets die örtlichen Kleinigkeiten verzeichnet sind, darüber, wie die Schilderung der Wette. Grund genug, daß am Nachmittag zahlreiche Neugierige und Kaufslustige am Boulevard Clichy sich einfanden. Richtig, da lief einer aus:

„Hundertfrankenscheine! Das Stück zu zwanzig Franken!"

Sie gingen ab wie die warmen Semmeln; der Andrang ließ auch nicht nach, als der Kaufpreis auf fünfzig, sechzig, achzig, neunzig und zuletzt auf hundert Franken erhöht wurde.

Am selben Nachmittag aber noch erschienen zwei Geheimschutzleute in der Schriftleitung des Blattes und verhafteten den Zeitungsschreiber wegen Beihilfe zur Bankrotterklärung.

Zwei Tage saß er in Untersuchungshaft, bis kam ein Eilgutbrief von Genf, der natürlich nicht ihm, sondern dem Untersuchungsrichter ausgehändigt wurde; der aber verfügte daraufhin die Freilassung des Verhafteten; denn der Brief hatte folgenden Wortlaut:

Mein Herr!

Sie sind ein Gieß! Glauben Sie vielleicht, ich würde echte Hundertfrankenscheine verkaufen? Das Geschäft wäre doch zu gefährlich und zu wenig einträglich. So habe ich mich wenigstens mit 15 480 Franken zufriedenen können, wobei ich nicht verhehlen will, daß Ihre gütige und selbstlose Mitwirkung Ihnen meinen gezemenden Dank auszudrücken Pflicht macht. Sie selbst, Sie sind ein Gieß, aber — Sie haben Ihre Wette gewonnen. Ich übermittele Ihnen daher beigefügtes eine Hundertfrankennote als anstandsmäßige sogar eine — echte. Ich halte mich an die Bibel: Man soll dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden!

Mit den besten Empfehlungen
Ihr ergeb. Bankdirektor
X. Y. Z.

Der Journalist wurde darauf aus der Haft entlassen; aber er kann sich kaum der höhnischen Schadenfreude erwehren, die jetzt von den betrogenen Lesern an ihn gestellt werden.

Von dem Fälscher selbst aber fehlt jede Spur.

O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein Augenblick geborner
Und kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick!
Lenau.

Aus der Welt der Frau.

Begangne Torheit zu bereuen
Hilft nur, wenn wir sie nicht erneuen.
Bodenstedt.

Der „Modeschutzmann" der alten Zeit.

Um den Ausschweifungen der Mode und der Verschwendung von Stoffen in dieser ernsten Zeit vorzubeugen, hat man in einzelnen Städten „Modeschutzleute" angestellt, die auf das Aeußere des schöneren Geschlechtes ein wachsames Auge haben sollen. Der „Modeschutzmann", der heute im Kriege als eine Aushilfserscheinung auftaucht, war der Vergangenheit eine wohlbekannte und vertraute Gestalt; argwöhnisch betrachteten zahlreiche Amtsdiittel und Ratsdiener die Trachten der Bürgerinnen und Bäuerinnen und hielten, bevor sie zum Kirchgang, was für die Weiblichkeit am prächtigsten ausstaffierte, streng darauf, daß nichts gegen die Kleiderordnung geschehe. Die Kleiderordnungen, die seit dem 14. Jahrhundert wie Pilze im Walde in deutschen Landen aufsprießen, sind der eigentliche „Modeschutzmann" der alten Zeit; kein Staat, keine Stadt blieben von solchen Verboten verschont, die alle Widersinnigkeiten mit strengsten Strafen bedrohten, und selbst die Bewohner der deutschen Bundesstädte, in denen sonst ein freierer Geist regierte, sahen sich damit überschwemmt; so wurde z. B. Bremen innerhalb von 50 Jahren viermal mit ausführlichen Polizeiverordnungen über die Kleidung heimgesucht.

Die Kleiderordnungen gehen zunächst von denselben Grundsatz aus, der auch heute wieder in unserer Mode zu einer ähnlichen Bewegung geführt hat: sie wollen den Verschwendungen an Stoffen verhindern und der Verschwendung heuern. Viel seltener sind die Verbote, die zum Schutze der verletzten Scham und des Anstandes erlassen werden; im 17. Jahrhundert aber sind damit die Kleidervorschriften keine Ausnahme mehr. Jeder Verordnung, die den Unterschied der Stände auch schon durch die Kleidung deutlich erkennen lassen wollen. Vom Ende des 14. Jahrhunderts erfährt die Bürgerin der Chronik Wiedersei in der Mode sei von nun an so schnell erfolgt, daß „wer heut ein Meister vom Schuhte war, der war übers Jahr ein Geselle." Damals kamen die bunten und seltsich geschlitzten Röcke und Aermel auf, von denen dann die Stoffe durch eine Falte und mehr herunterhingen. Damals erschienen die ersten Verordnungen, die die Länge des Rockes und der Mäntel genau festsetzten und auch sonst einer allzu großen Stoffverschwendung entgegentraten. So untersagte der Rat von Straßburg 1379 die ungeheuren Schnabelschuhe und befahl den Schuhmachern bei einer Strafe von 30 Schilling, keine Schuhe anzufertigen, deren Schnäbel die Länge eines Fingers überschritten. Weiter wird die Länge der Schleppe für die Frauen auf Schuh und Zoll genau festgelegt. Der Rat von Augsburg erlaubte für die Schleppe nur die Breite eines Fingers an Länge, und der Rat von Ulm, der zunächst eine Viertel Elle freigegeben hatte, beschränkte dieses Maß. Als die Frauen sich dann nicht mehr daran gegen die Mode mit Gelbstrafen, sondern mit so schwerer Ahndung, wie Stäupen und Stellen an den Pranger, vorgegangen.

Während die Bürgerinnen also zur Bescheidenheit gezwungen wurden, soll man den adligen Frauen alles nach. Die vornehmen Damen des 15. Jahrhunderts trugen Schleppen von 4 Ellen und mehr, die sie von einem Pagen halten lassen mußten. Dagegen wandte sich Kurfürst Ernst von Sachsen in einer Kleiderordnung von 1482. Er befragte den übermäßigen Luxus, durch den das Land verarme, und fährt dann fort: „Darumb wollen, ordnen und setzen wir, daß man hinfüro unter der ritterschaft keine krahne noch jungfrauen Kleid sol machen lassen und tragen, das ihr aber zwo elen lang auff der erden nachgehet." Nächst der Schleppe waren es die Halskrausen, mit denen im 15. und 16. Jahrhundert viel Unfug getrieben wurde. Eine Verordnung Nürnbergs von 1355 befiehlt: „Auch sollen alle Frauen nicht Krausen oder Hüllen tragen, die mehr als sechsfach gefaltet sind, sie seien Seiden oder Linnen, und die sollen auch nicht über Zobeln sein." Später kam dann beim Aufkommen der spanischen Tracht mit den „Mühlsteinkrausen" eine ungeheure Verschwendung getrieben, sodaß mit den schwersten Strafen eingeschritten werden mußte. Ueberhaupt unterlagen jetzt die Kleidervorschriften den Launen der Zeit, wollten Neues und Ungewohntes nicht aufkommen.

Eine Ulmer Ordnung von 1426 verbietet „Genädtes und Gestrickts auf Röcken und Mänteln, das den Wert von 4 Mark Silber übersteigt; die Hüttlein Schmuckbehang und Frau eine neue Haube bekommen." Auch über die Art des erlaubten Futters sind genaue Angaben gemacht; die Bürgerin darf ihren Rock nicht mit kostbarem Pelzwerk, sondern höchstens mit Marderfellen füttern lassen. Das Verbrämen der Stoffe mit Gold und Silber ist nur den Adligen gestattet.

Diese Kleiderordnungen erlangten eine solche Wichtigkeit, daß sich sogar das Heilige römische Reich deutscher Nation mit ihnen beschäftigte und auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 eine große Anzahl von Artikeln der „neuen kaiserlichen Ordnung" der Tracht der einzelnen Stände gewidmet wurden. Besonders heftig ging man gegen die Reitröcke vor, weil sie zu einem ungeheuren Verbrauch von Stoff Anlaß gaben. Im 17. Jahrhundert kam man dann auf den Gedanken, „das Uebel bei der Wurzel zu treffen", und so wurden besonders die Schneider mit Strafen belegt, „weil durch sie alle Mißbräuche am besten verhütet werden können." Auch im Jahrhundert des „patriarchalischen Absolutismus" wurden sogar die Fürsten höchstselbst zu Kämpfern gegen die Mode. Friedrich Wilhelm I. riß den Frauen eigenhändig das bereits bis zur Hüfte gekürzte Kattun vom Leibe.

Frankreichs Angst vor der Frauenherrschaft.

Unter den vielen neuen sozialen Lebensbedingungen, die der Krieg auch in Frankreich im Gefolge hatte, begegnen besonders die Veränderung der Stellung, die den Frauen infolge des Mangels an männlichen Arbeitskräften zuteil wurde, die Franzosen mit Sorge zu erfüllen. Mehr als ein trübes Zukunftsbild entstand bereits dank dieser Furcht vor der „Frauenherrschaft", vor der die Pariser Blätter sich mancherlei Gefahren erwarten. Tatsächlich hat der außerordentliche Verbrauch an Männern jeden Alters in Frankreich und die geringe Geburtenziffer notwendige andere Folgen haben müssen, durch den in einer großen Zahl von Berufsarten die Männer so gut wie ausgeschaltet erscheinen. Neuerdings äußert sich Brieux, der von der Redaktion des Journal über dieses Problem befragt wurde, sehr pessimistisch, weil er seinerzeit vor vier Jahren verfaßten Stück „Die allein stehende Frau" diese Erscheinung auf die Bühne brachte — in sehr pessimistischer Weise über die Gefahr, die sich aus der allzu sehr in den Vordergrund gestellten Frauenarbeit in Frankreich ergeben könnte: „Ich fürchte", schreibt der bekannte französische Dramatiker, „daß nach dem Kriege die Konkurrenz des Wirtschaftskampfes zwischen Mann und Frau eine neue böse Wendung nehmen wird, den Geschlechtern zeigen wird. In den Werkstätten, in den Geschäften, in den Bureaus, überall ist schon heute die Frau zu einer nicht zu übersehenden Konkurrentin des Mannes geworden. Wie wird es bei uns aber erst nach dem Kriege aussehen? Wenn unsere Soldaten nach der Rückkehr von der Front ihre Uniformen ausgezogen haben, werden sie wieder ihre Tätigkeit ergreifen wollen, die sie vor der Mobilisation ausübten. Sie werden sich an die frühere Stelle ihrer Arbeit begeben, doch diese Stellen werden in zahlreichen Fällen durch Frauen besetzt sein. „Ich habe mich an diese Arbeit gewöhnt", wird die Frau sagen; „hier bin ich, hier bleibe ich, ade fort!" Und die Männer werden antworten: „Der Krieg ist beendet. Ich habe gekämpft, um mir die Freiheit meiner Arbeit

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191605140/fragment/page=0002